

HENRY DAVID THOREAU

Walden



Im Sommer 1845 zieht der amerikanische Schriftsteller, Philosoph und Freigeist Henry David Thoreau in den Wald, genauer: in eine selbstgebaute Blockhütte am Walden-See in Massachusetts, einsam gelegen und fernab von den Einflüssen einer schon damals immer schneller und lauter werdenden Zivilisation. Thoreaus Gedanken über Nachhaltigkeit und ein einfaches, freies Dasein zählen zu den Gründungstexten der Umweltbewegung. Sie sind eine Unabhängigkeitserklärung, ein soziales Experiment und eine spirituelle Entdeckungsreise, heute noch genauso existentiell wie damals.

HENRY DAVID THOREAU

Walden

Der Traum vom einfachen Leben

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt
und mit einem Nachwort von Fritz Güttinger

RECLAM 

Hauswirtschaft

Als ich das Folgende – jedenfalls den größten Teil davon – niederschrieb, lebte ich allein im Walde, mehr als einen Kilometer vom nächsten Nachbarn entfernt, in einem selbstgezimmerten Haus am Ufer des Waldensees bei Concord, Massachusetts, und verdiente mir meinen Lebensunterhalt ausschließlich mit meiner Hände Arbeit. Zwei Jahre und zwei Monate lang habe ich dort zugebracht; gegenwärtig halte ich mich wieder in der Kulturwelt auf.

Ich würde den Leser nicht mit meinen Angelegenheiten behelligen, hätte man mir nicht so genaue Fragen über meine Lebensweise gestellt, Fragen, die manchen vielleicht ungehörig, mir aber in Anbetracht der Umstände durchaus natürlich und zur Sache gehörig vorkommen. Man hat mich gefragt, was ich zu essen gehabt habe, ob ich mich nicht einsam fühlte, mich nicht fürchtete und dergleichen. Manche wollten wissen, wie viel von meinem Einkommen ich für wohltätige Zwecke ausgeben, und andere, solche mit großer Familie, wie viel arme Kinder ich unterstütze. Diejenigen, denen an mir persönlich nicht viel gelegen ist, möchte ich deshalb um Verzeihung bitten, wenn ich es unternehme, einige dieser Fragen in einem Buch zu beantworten. In den meisten Büchern wird die Ichform geflissentlich vermieden; in diesem wird sie nicht unterschlagen werden. Geltungssüchtiger als andere bin ich deswegen nicht. Man vergisst allzu leicht, dass es im Grunde genommen immer die erste Person Einzahl ist, die spricht. Ich würde nicht so viel von mir selber hermachen, wenn es einen andern Menschen gäbe, über den ich ebenso gut Bescheid wüsste. So muss ich mich eben auf das beschränken, was mir bekannt ist. Ich meinerseits verlange übrigens von jedem Schriftsteller, als Erstes oder Letztes, einen einfachen und wahrhaften Bericht über sein eigenes Leben, und nicht bloß, was er vom Leben anderer gehört hat – einen Bericht, wie er ihn vielleicht aus fernen Landen seinen Angehöri-

gen erstatten würde. Wenn er nämlich wahrhaft gelebt hat, kann das nur in fernen Landen gewesen sein. Vielleicht sind diese Seiten insbesondere für arme Studenten gedacht. Im Übrigen wird jeder Leser dem Buch entnehmen, was ihn angeht. Ich hoffe, niemand wird sich dabei Zwang antun; wem der Mantel passt, dem wird er gute Dienste leisten.

Ich möchte etwas sagen, nicht über die Bewohner Chinas oder Hawaiiis, vielmehr über meine Landsleute in Neuengland und ihre Lebensverhältnisse, wie diese sind, ob sie unbedingt so arg sein müssen oder ob sie sich nicht ebenso gut verbessern ließen. Ich bin in Concord viel herumgekommen, und überall, in Kaufläden und Kontoren und auf den Äckern, hatte ich den Eindruck, die Bewohner seien damit beschäftigt, auf mannigfache, bemerkenswerte Art Buße zu tun. Ich habe von Brahmanen gelesen, die inmitten von vier Feuern sitzen und in die Sonne schauen; von solchen, die sich mit dem Kopf nach unten über Flammen aufhängen lassen; von andern, die über die Schulter zurück zum Himmel emporblicken, bis sie die natürliche Haltung überhaupt nicht mehr einnehmen können und des verdrehten Halses wegen auf flüssige Nahrung angewiesen sind; auch gibt es welche, die sich lebenslänglich an den Fuß eines Baumes anketten lassen; andere wiederum messen mit dem Leib wie Raupen ungeheure Gebiete aus oder stehen auf einem Bein oben auf einer Säule. Doch alle diese Formen des Bußetuns sind kaum erstaunlicher als das, was ich täglich vor Augen habe. Die zwölf Arbeiten des Herkules waren eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, worauf meine Landsleute sich eingelassen haben; schließlich waren es nur deren zwölf, und sie fanden ein Ende; doch dass meine Zeitgenossen ein Ungetüm erschlagen oder gefangen oder irgendeine Arbeit zu Ende gebracht hätten, davon habe ich nie etwas gesehen. Sie haben keinen Freund Jolaos, der mit einem glühenden Eisen den Halsstumpf der Hydra versengt; sobald ein Kopf zermalmt ist, kommen gleich zwei neue nach.

Was ich sehe, sind junge Landsleute, deren Unglück es ist, Bauerngüter, Häuser, Ställe, Vieh und landwirtschaftliche Geräte geerbt zu haben; zu dergleichen kommt man leicht, aber so leicht wird man es nicht wieder los. Es wäre besser, sie wären draußen auf freiem Felde geboren und von einer Wölfin gesäugt worden; dann hätten sie wohl erkannt, welches Gebiet zu beackern ihnen aufgetragen ist. Wer hat sie zu Fronknechten der Scholle gemacht? Warum soll einer, kaum ist er geboren, damit anfangen, sein Grab zu schaufeln? Warum sich mit Hab und Gut abplagen, statt ein menschenwürdiges Leben zu führen, so gut es geht? Wie oft bin ich schon einer armen Seele von Mensch begegnet, der unter seiner Last beinahe zusammenbrach, wenn er sich seinen Lebensweg entlangschleppte und dabei einen Stall, fünfundzwanzig mal zwölf Meter groß, vor sich herschob, einen wahren Augiasstall, nie ausgemistet, und dazu noch vierzig Hektar Land, die beackert, gemäht und abgeholzt sein wollen! Die Besitzlosen, die sich nicht mit solch überflüssigem Erbgut abzurackern haben, finden es anstrengend genug, ihr menschliches Erbteil, das Fleisch, zu hegen und zu pflegen.

Wer sich abrackert, ist in einem Irrtum befangen. Sein besseres Teil ist bald als Dünger unter den Boden gepflügt. Im Glauben, es sei dies des Menschen Los, dem niemand entgeht, müht er sich damit ab, Schätze zu sammeln, die die Motten und der Rost fressen und denen die Diebe nachgraben, um sie zu stehlen. Es ist eine Dummheit, so zu leben; das merkt jeder, wenn es ans Ende geht, wenn nicht schon vorher. Der Sage zufolge haben Deukalion und Pyrrha das Menschengeschlecht neu erschaffen, indem sie Steine hinter sich warfen:

*Inde genus durum sumus experiensque laborum,
Et documenta damus qua simus origine nati.*

Mit andern Worten: Daher ist der Mensch so hart und hält so viel aus; er bekundet damit, woher er stammt. So geht es, wenn

man einem stümperhaften Orakel blindlings folgt und Steine hinter sich wirft, ohne zu schauen, wohin sie fallen.

Selbst in unserem verhältnismäßig freien Land sind die meisten aus bloßer Ahnungslosigkeit so von künstlichen Sorgen und von überflüssiger Schwerarbeit beansprucht, dass sie nicht dazu kommen, die feineren Früchte vom Baum des Lebens zu pflücken. Ihre Finger sind von der übermäßigen Plackerei zu unbeholfen und zittrig dazu. Das Erwerbsleben lässt dem Menschen nicht genug Zeit, um den Alltag menschenwürdig zu gestalten; er kann es sich nicht gestatten, den andern gegenüber als Mann und Mensch aufzutreten; es könnte ja den Marktwert seiner Arbeit beeinträchtigen. Er hat keine Zeit, etwas anderes als eine Maschine zu sein. Wie kann einer, der dauernd seine Kenntnisse verwerten muss, noch daran denken, dass er im Grunde nichts weiß? Dabei ist das die Voraussetzung jeder wahren Entwicklung. Wir sollten ihn von Zeit zu Zeit unentgeltlich ernähren und bekleiden und mit Stärkungsmitteln laben, ehe wir ein Urteil über ihn fällen. Mit den besten Eigenschaften des Menschen verhält es sich wie mit dem Flaum auf Früchten – man muss behutsam mit ihnen umgehen, wenn sie erhalten bleiben sollen. Doch weder uns selber noch den andern fassen wir so schonend an.

Gewiss, manche sind arm und haben Mühe, sich über Wasser zu halten. Unter denen, die dieses Buch lesen, befinden sich sicher welche, die nicht imstande sind, jede Mahlzeit zu bezahlen, die sie eingenommen haben, auch nicht die Kleider und Schuhe, die bald (oder bereits) abgetragen sind; die Zeit, die sie an dieses Buch wenden, ist geborgt oder gestohlen und geht ihren Gläubigern ab. Es ist unverkennbar, was für ein dürftiges und leisetreterisches Leben manche führen; ich habe da aus Erfahrung einen geschärften Blick. Immer auf der Kippe, immer bemüht, ins Geschäft zu kommen und aus den Schulden heraus, aus diesem uralten Morast, von den Lateinern *aes alienum* genannt, eines andern Kupfer (manche ihrer Münzen waren

nämlich aus Kupfer), immer am Leben und am Sterben und schließlich mit des andern Kupfer begraben; immerfort verspricht man zu zahlen; man verspricht zu zahlen, morgen, und stirbt heute, zahlungsunfähig; immer wirbt man um Gunst und Kundschaft, auf alle möglichen Arten, solange man nur innerhalb des Gesetzes bleibt; man lügt, macht sich Liebkind, gibt seine Stimme, verkapselt sich in Höflichkeit oder verflüchtigt sich in einen Dunst von Leutseligkeit, um seinen Nächsten dazu zu bringen, dass man ihm die Schuhe machen darf, oder den Hut oder die Jacke oder seinen Wagen, oder dass man ihm die Lebensmittel liefern darf. Man schuftet sich krank, damit man etwas für kranke Tage auf die Seite legen kann, etwas, das man in eine alte Truhe oder in einen Strumpf steckt oder, vorsichtiger, auf die Bank trägt, einerlei wohin, einerlei wie viel oder wie wenig.

Manchmal staune ich, dass wir so, fast möchte ich sagen, so frivol sein können, uns mit der krassen, aber uns doch eher fernliegenden Form des Frondienstes, Negersklaverei genannt, zu befassen, wo es doch im Norden wie auch im Süden so viel abgefeimte Herren und Gebieter gibt. Einem südstaatlichen Aufseher zu unterstehen, ist hart; noch schlimmer, einen nordstaatlichen Aufseher zu haben; doch das Schlimmste ist, selber sein eigener Sklaventreiber zu sein. Da redet man vom göttlichen Funken im Menschen! Man betrachte den Fuhrmann auf der Landstraße, der bei Tag oder Nacht zu Markte fährt; regt sich vielleicht etwas Göttliches in ihm? Er kennt keine höhere Pflicht als die, seine Pferde zu füttern und zu tränken. Was ist er anderes als ein Rädchen im Getriebe des Transportwesens? Fährt er denn nicht für irgendeinen betriebsamen Krautjunker? Wie göttergleich, wie unsterblich ist denn so ein Fuhrmann? Man sehe nur, wie er sich duckt, um ja nicht aufzufallen, wie er dauernd in unbestimmten Ängsten schwebt, keineswegs unsterblich oder göttergleich, vielmehr der Sklave und Gefangene der Meinung, die er von sich selber hat, des Rufes, den er sich selbst

geschaffen. Die öffentliche Meinung ist ein gnädiger Zwingherr, verglichen mit unserer eigenen, privaten Meinung. Was einer von sich selber hält, gibt seinem Schicksal die Richtung. Selbstbefreiung auch auf dem entlegenen Gebiet des Dichtens und Trachtens – wo ist der Anwalt, der sich dafür einsetzt? Man denke auch an die Damen hierzulande, die endlos Kinkerlitzchen verfertigen, um nicht darüber nachsinnen zu müssen, wie es um sie steht. Als ob man die Zeit totschiessen könnte, ohne der Ewigkeit Abbruch zu tun.

Die meisten Menschen führen ein Leben stiller Verzweiflung. Was man Schicksalsergebenheit nennt, ist eingefleischte Verzweiflung. Aus der verzweifelten Stadt fährt man aufs verzweifelte Land und tröstet sich mit einem Gepränge von Nerz und Bisam darüber hinweg. Eine landläufige, wenn auch unbewusste Verzweiflung steckt auch in dem, was man Spiel und Vergnügen nennt. Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen – dieser Spruch sagt alles. Zur Weisheit gehört jedoch, dass man nichts Verzweifertes tue.

Wenn man bedenkt, wozu der Mensch erschaffen wurde und worin der wahre Daseinsbedarf besteht, könnte man meinen, der Mensch habe sich seine übliche Lebensweise mit Bedacht ausgesucht, weil er sie jeder ändern vorziehe. In Wirklichkeit ist er jedoch überzeugt, es bleibe ihm gar keine andere Wahl. Nur wer wachen und gesunden Sinnes ist, weiß noch, dass die Sonne strahlend aufging. Es ist nie zu spät, sich von Vorurteilen zu lösen. Kein Denken oder Tun, und sei es noch so althergebracht, kann ohne weiteres übernommen werden. Was heute jedermann nachspricht oder als selbstverständlich auf sich beruhen lässt, kann sich morgen als falsch herausstellen, als bloßer Dunst, den man für eine regenspendende Wolke hielt.

Alte Leute erklären etwas für unmöglich, und wenn man den Versuch wagt, erweist es sich als durchaus möglich. Altes Tun und Treiben für alte Leute; neues Tun und Treiben für neue. Früher verstand man sich vielleicht nicht einmal darauf, ein

Feuer im Gang zu erhalten; heute tut man etwas dürres Holz unter einen Kessel und saust flugs um den Erdball, mit einer Geschwindigkeit, die einen umbringen könnte, wie alte Leute sagen. Das Alter taugt nicht zum Lehrmeister der Jugend, hat es doch mehr eingeübt als gewonnen. Man möchte fast bezweifeln, ob auch der Weiseste dadurch, dass er gelebt hat, etwas von unbedingtem Wert erfuhr. Als Wegleitung fürs Leben haben die Alten den Jungen nichts von Belang zu geben; ihre Erfahrungen waren eigennützig, ihr Leben war ein kläglicher Misserfolg, aus besonderen Gründen, wie sie annehmen müssen. Möglicherweise haben sie sich aller Erfahrung zum Trotz noch etwas Lebensmut bewahrt und sind bloß nicht mehr so beweglich. Jedenfalls habe ich rund dreißig Jahre auf dem Buckel und warte noch immer auf den ersten brauchbaren oder auch nur erwägenswerten Rat eines älteren Menschen. Man hat mir nichts beigebracht, kann mir wahrscheinlich gar nichts Brauchbares beibringen. Da ist das Leben, ein von mir größtenteils noch unerprobtes Wagnis, aber es nützt mir nichts, dass andere es erprobt haben. Wenn ich zu irgendeiner wertvollen Einsicht gekommen bin, dann ist es bestimmt eine, von der meine Erzieher mir nichts verraten haben.

»Man kann nicht ausschließlich von Pflanzenkost leben«, erklärt mir ein Bauer, »diese liefert nämlich nichts zum Aufbau der Knochen.« Und so führt er sich denn Tag für Tag andächtig den Aufbaustoff für seine Knochen zu; dabei geht er, während er seinen Spruch zum Besten gibt, hinter den Ochsen her, die ihn und den schweren Pflug mit ihren aus Pflanzenkost aufgebauten Knochen über Stock und Stein schleppen. Manches mag für Kranke und Gebrechliche lebensnotwendig sein, was für andere überflüssig und noch andern völlig unbekannt ist.

Manche finden, der Ablauf des Menschenlebens sei schon längst in allen seinen Höhen und Tiefen durchdacht und in jeder Beziehung geregelt worden. »Der weise Salomo hat sogar für den Abstand der Bäume voneinander Vorschriften erlassen«,

liest man bei John Evelyn, »und die römischen Prätores haben verfügt, wie oft einer rechtmäßig das Grundstück seines Nachbarn betreten darf, um dort Eichen aufzulesen, und wie viel davon dem Nachbarn zusteht.« Hippokrates hat sogar Anweisungen hinterlassen, wie man sich die Nägel schneiden soll – nämlich genau bis zu den Fingerspitzen, weder kürzer noch länger. Zweifellos ist sogar die Langeweile, das Gefühl, die mannigfachen Freuden des Lebens bereits auskosten zu haben, so alt wie Adam. Wessen der Mensch fähig ist, wurde aber noch nie ermessen; das lässt sich nicht an dem erkennen, was bisher geleistet wurde; es ist ja so wenig geleistet worden. Man lasse sich nicht anfechten, denn wer will dem Menschen die Aufgaben zuweisen, die bisher liegen blieben?

Es gibt tausenderlei einfache Proben, wie einer seine Lebensführung prüfen kann, zum Beispiel indem er bedenkt, dass dieselbe Sonne, die seine Bohnen reifen lässt, gleichzeitig ein ganzes System von Welten wie die unsere erhellt. Hätte ich dessen gedacht, wären mir verschiedene Fehler erspart geblieben. Ich habe meine Bohnen nicht im Lichte dieser Erkenntnis angebaut. Von welch erstaunlichen Dreiecken sind doch die Sterne der Scheitelpunkt! Welch ganz anders geartete Wesen in den verschiedenen Wohnungen des Weltalls betrachten im selben Augenblick aus der Ferne dasselbe Dreieck! Natur und Menschenleben sind so verschiedenartig wie unsere Veranlagung. Wer kann sagen, wie sich die Welt einem andern darbietet? Ließe sich ein größeres Wunder denken, als sie vorübergehend mit den Augen eines andern sehen zu können? In einer Stunde würden wir alle Zeitalter der Welt durchleben, ja, alle Welten vom Anbeginn der Zeit. Geschichte, Dichtung, Sage – ich kann mir keinen Erfahrungsaustausch denken, so verblüffend und lehrreich wie diesen.

Das meiste von dem, was in meinem Bekanntenkreis als gut gilt, halte ich zutiefst für schlecht, und wenn ich irgendetwas bereue, dann höchstens mein gutes Benehmen. Was war ei-

gentlich in mich gefahren, dass ich mich so gut benahm? Da kann einer, der siebzig Jahre – nicht unehrenhaft – hinter sich gebracht hat, noch so weise Sprüche von sich geben, mich lockt eine innere Stimme unwiderstehlich von all dem weg. Eine neue Generation lässt das Tun und Treiben der vorhergehenden wie ein auf Grund gelaufenes Schiff im Stich.

Leben wir doch etwas zuversichtlicher! Wir können uns ohne weiteres in dem Maße der Sorge um uns selbst entäußern, wie wir sie etwas anderem zuwenden. Die Natur passt sich ebenso sehr unseren schwachen wie unseren starken Seiten an. Sich ständig zu sorgen und zu überanstrengen, ist eine nahezu unheilbare Krankheit. Wir machen uns eine übertriebene Vorstellung von der Wichtigkeit der Arbeit, die wir verrichten, und wie viel bleibt dabei ungetan! Oder wie steht es, wenn wir krankheitshalber arbeitsunfähig gewesen wären? Wie sind wir doch ständig auf der Hut, fest entschlossen, nichts dem Zufall zu überlassen, wenn es sich anders einrichten lässt; nur des Nachts vertrauen wir uns wohl oder übel dem Ungewissen an. Notgedrungen halten wir unsere Lebensweise hoch und bestreiten, dass es auch anders ginge. Dabei gibt es so viele Möglichkeiten, als sich von einem Mittelpunkt aus Linien ziehen lassen. Jede Veränderung, bloß gedacht, ist ein Wunder, doch das Wunder findet dauernd statt. »Zu wissen, dass wir wissen, was wir wissen«, sagt Konfuzius, »und dass wir nicht wissen, was wir nicht wissen, das ist wahres Wissen.« Wenn einer das, was ihm vorschwebt, einmal verstandesmäßig gefasst hat, dann werden wohl die Menschen zu guter Letzt ihr Leben darauf aufbauen.

Bedenken wir doch kurz, worum sich die Sorgen und Ängste, von denen die Rede war, meistens drehen und inwieweit es notwendig ist, dass wir uns sorgen oder zum mindesten vorsehen. Es wäre von Vorteil, ein anspruchloses Grenzerleben zu führen, wenn auch inmitten einer zivilisierten Welt; dann würde man nämlich merken, was zum unentbehrlichen Lebensbe-

darf gehört und wie man es anstellt, ihn zu beschaffen. Vielleicht würde es schon genügen, die Geschäftsbücher der Kaufleute von ehemals zu durchblättern, um zu erfahren, was denn gemeinhin am meisten gekauft wurde, was jeweils auf Lager war, mit andern Worten, was eigentlich die unmittelbaren Lebensmittel sind. Die Errungenschaften von Jahrhunderten haben nämlich nur wenig an den Grundgesetzen des Menschendaseins geändert, wie sich wohl auch unser Skelett von dem unserer Urahnen nur wenig unterscheidet.

Unter dem »Lebensbedarf« verstehe ich, was immer von den Dingen, die der Mensch sich selber beschaffen muss, von Anfang an oder aus alter Gewohnheit als so wichtig gilt, dass nur die wenigsten, falls überhaupt welche, je versuchen, ohne diese Dinge auszukommen, sei es aus Kulturlosigkeit, Armut oder Überzeugung. Für viele Lebewesen gibt es in diesem Sinn nur eines, das unbedingt nötig ist – Nahrung. Dem Büffel der Prärie genügt etwas genießbares Gras und Trinkwasser, außer wenn er als Obdach den Wald oder die Schattenseite eines Berges aufsucht. Etwas anderes als Nahrung und Obdach braucht kein Tier. Den Lebensbedarf des Menschen in unseren Breitengraden kann man einteilen in Nahrung, Obdach, Bekleidung und Brennstoff; erst wenn wir uns das gesichert haben, sind wir in der Lage, ungehindert und mit Aussicht auf Erfolg an die eigentlichen Lebensfragen heranzutreten. Häuser und Bekleidung sowie das Kochen der Nahrung sind eine Erfindung des Menschen, und aus der zufälligen Entdeckung, dass Feuer Wärme spendet, ergab sich mit der Zeit das Bedürfnis, am Feuer zu sitzen. Auch Katzen und Hunden wird das ja zur zweiten Natur. Obdach und Bekleidung, im richtigen Maß, dienen dazu, uns die Körperwärme zu erhalten; im Übermaß verwendet, grenzen sie, wie auch übertriebene Heizung, gewissermaßen bereits ans Kochen. Mir fällt da ein, was der Naturforscher Darwin über die Eingeborenen von Feuerland berichtet: Während seine eigenen Leute, warm gekleidet, sich dicht ums Feuer scharten, be-

merkte er zu seinem Erstaunen, wie den nackten Eingeborenen, die sich weiter weg befanden, der Schweiß in Strömen herunterrann. So laufen auch die Neuholländer nackt herum, während der Europäer in seinen Kleidern schlottert. Ist es denn ausgeschlossen, die körperliche Widerstandskraft dieser Naturvölker mit dem Geist des Kulturmenschen zu vereinen? Nach Liebig ist der menschliche Körper ein Ofen, und Nahrung der Brennstoff, der die innere Verbrennung aufrechterhält. An kalten Tagen essen wir mehr, an warmen weniger. Die natürliche Körperwärme ist das Ergebnis eines langsamen Verbrennungsvorgangs; Krankheit und Tod treten ein, wenn der Vorgang sich zu rasch abspielt oder wenn die Heizung, gleichnishaft gesprochen, aus Mangel an Brennstoffzufuhr ausgeht. Körperlich bedeutet Leben deshalb fast dasselbe wie Körperwärme; Nahrung kann als der Brennstoff betrachtet werden, der die innere Heizung im Gang erhält. Brennstoff braucht der Mensch also, um die Nahrung zuzubereiten oder die Körperwärme von außen her zu steigern, während Obdach und Bekleidung nur dazu dienen, die solchermaßen erzeugte Wärme zu bewahren.

Was uns körperlich vor allem nottut, ist deshalb, die Lebenswärme in uns zu erhalten. So mühen wir uns ab, nicht nur, was Nahrung, Kleidung und Obdach betrifft, sondern auch mit unseren Betten, die gewissermaßen unsere nächtliche Hülle darstellen; wir rauben den Vögeln Flaum und Federn, um diesen Unterschlupf innerhalb des Unterschlupfs auszustatten, dem Maulwurf gleich, der am Ende seines Gangs sein Lager aus Laub und Halmen hat. Der Arme pflegt sich zu beklagen, es sei eine kalte Welt; und der Kälte, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, schreiben wir größtenteils unsere Übel zu. In gewissen Gegenden ermöglicht es der Sommer dem Menschen, gleichsam in elysischen Gefilden zu wohnen. Des Brennstoffs bedarf er dann höchstens, um sich sein Essen zu kochen; die Sonne ist sein Feuer, und mancherlei Früchte sind von ihren Strahlen genügend gekocht, während die Nahrung ganz allgemein ab-

wechslungsreicher und leichter erhältlich ist und Kleidung sowie Obdach überhaupt oder teilweise überflüssig werden.

Zum unentbehrlichen Lebensbedarf kommen bei uns heutzutage erfahrungsgemäß ein paar Werkzeuge hinzu – Messer, Axt, Spaten, Schubkarren und so weiter –, und für den Geistesarbeiter noch Lampenlicht, Schreibzeug sowie der Zugang zu ein paar Büchern. All das lässt sich für wenig Geld beschaffen. Dabei ziehen manche – nicht die Klügsten – um die halbe Erde, in wilde und ungesunde Gegenden, und treiben dort zehn oder zwanzig Jahre lang Handel, um dann letzten Endes in der Heimat leben – das heißt, sich behaglich warm halten – und sterben zu können. Die üppig Reichen halten sich nicht nur behaglich warm, sondern unnatürlich heiß; sie lassen sich, wie bereits angedeutet, regelrecht kochen, selbstverständlich *à la mode*.

Die meisten der sogenannten Annehmlichkeiten des Daseins sind nicht nur entbehrlich, sie sind geradezu ein Hemmnis für die Höherentwicklung der Menschheit. Was diese Annehmlichkeiten betrifft, haben die Weisen stets einfacher und anspruchsloser gelebt als die Armen. Die Philosophen des Altertums – Chinesen, Inder, Perser und Griechen – waren an äußerem Besitz so arm, wie einer nur sein kann, dafür aber innerlich umso reicher. Viel wissen wir ja nicht von ihnen. Es ist bemerkenswert, dass wir überhaupt etwas von ihnen wissen. Dasselbe gilt für die Wohltäter der Menschheit späterer Jahrhunderte. Nur vom Standpunkt der freiwilligen Armut aus kommt einer heutzutage zu uneigennütziger Menschenkenntnis. Der Ertrag eines üppigen Lebens ist immer nur Üppigkeit, sei es auf dem Gebiet der Landwirtschaft, des Handels, der Literatur oder der Kunst. Wir haben heute Philosophieprofessoren, aber keine Philosophen mehr. Dabei gelten die Professoren nur deshalb so viel, weil die Philosophen einst lebten, was sie lehrten. Um Philosoph zu sein, genügt es nicht, ausgeklügelte Gedanken zu haben oder eine Schule zu gründen; man muss die Weisheit so sehr lieben, dass man ihren Geboten nachlebt. Einfachheit, Un-

abhängigkeit, Großmut und Zuversicht heißen diese Gebote. Es gilt einige der Lebensfragen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch zu lösen. Das Ansehen der großen Gelehrten gleicht dem von Höflingen; es hat nichts Königliches, nichts Mannhaftes. Es genügt ihnen, sich nach außen hin dem Herkommen zu unterwerfen und nach alter Väter Sitte zu leben; Erzeuger eines edleren Menschengeschlechts sind sie keineswegs. Woher kommt es eigentlich, dass der Mensch entartet, Geschlechter aussterben, ganze Völker am üppigen Wohlleben zugrunde gehen? Sind wir sicher, dass wir uns nicht auf demselben Weg befinden? Der Philosoph ist seiner Zeit, auch was die Lebensweise betrifft, voraus. Er nährt, kleidet, behaust und wärmt sich nicht wie seine Zeitgenossen. Wie kann einer Philosoph heißen, der kein besseres Verfahren, seine Lebenswärme zu erhalten, kennt als andere?

Wenn einer auf die übliche Art für Wärme gesorgt hat, was braucht er als Nächstes? Doch nicht etwa noch mehr Wärme derselben Art, also mehr und reichere Nahrung, ein größeres und prächtigeres Haus, schönere und mannigfachere Kleidung, zahlreichere, länger brennende und heißere Feuer und dergleichen. Wenn sich einer das zum Leben unbedingt Notwendige einmal beschafft hat, steht ihm noch eine andere Möglichkeit offen, als sich Überflüssiges zu beschaffen; nachdem er nun von der niedrigen Arbeit beurlaubt ist, kann er sich nämlich ans Leben wagen. Der Boden ist offenbar für das Samenkorn geeignet, hat dieses doch seine Wurzelfasern nach unten ausgestreckt, jetzt kann es sich getrost emporrecken. Wozu hat der Mensch so fest in der Erde Wurzel geschlagen, wenn nicht, um im selben Maße in die Höhe zu streben? Die edleren Gewächse werden bekanntlich um der Früchte willen geschätzt, die sie zuletzt an der lichten Luft tragen, weitab vom Boden; sie werden nicht wie die bescheideneren Knollengewächse behandelt, die, obwohl zweijährig, doch nur gepflegt werden, bis die Knollen ausgewachsen sind, und deshalb über dem Boden oft weggeschnitten

werden, so dass viele sie in ihrer Blütezeit gar nicht erkennen würden.

Ich habe nicht im Sinn, Lebensregeln aufzustellen für Kraftnaturen, die sich allen Umständen zum Trotz durchsetzen und vielleicht großartiger bauen und mit dem Geld verschwenderischer umgehen als die Reichsten, ohne deswegen innerlich zu verarmen, weil sie sich keine Gedanken darüber machen, wie sie leben – falls es solche Kraftnaturen, von denen man liest, überhaupt gibt. Auch schreibe ich nicht für diejenigen, die ihren Lebensmut aus den gegenwärtigen Verhältnissen beziehen und mit der Inbrunst von Liebenden daran hängen – in gewissem Sinne zähle ich mich selber zu ihnen. Ebenso wenig wende ich mich an solche, die in einer nützlichen Beschäftigung aufgehen, was die Betreffenden selber am besten beurteilen können. Nein, ich schreibe vornehmlich für die vielen, die missvergnügt sind und gedankenlos mit ihrem harten Schicksal oder den schweren Zeiten hadern, wo sie dem doch ohne weiteres abhelfen könnten. Am heftigsten und hartnäckigsten jammern manchmal solche, die behaupten, nur ihrer Pflicht zu genügen. Auch denke ich an die äußerlich reichen, innerlich aber völlig verkümmerten Zeitgenossen, die massenhaft Plunder zusammengerafft haben, mit dem sie nichts anzufangen wissen, so dass sie sich selber an goldene oder silberne Ketten gelegt haben.

Wollte ich erzählen, wie ich früher meine Zeit zu verbringen gedachte, wären diejenigen unter meinen Lesern, die einigermaßen Bescheid wissen, wahrscheinlich überrascht; sehr überrascht wären jedenfalls diejenigen, die gar nichts davon wissen. Ich will nur andeutungsweise von ein paar Dingen sprechen, die mich beschäftigt haben.

Bei jeder Witterung, zu jeder Stunde, ob tags oder nachts, war ich bestrebt, die Zeit zu nutzen und an meinem Wanderstab einzukerben, immer genau da zu stehen und zu gehen, wo zwei Ewigkeiten – Vergangenheit und Zukunft – zusammen-

kommen, also im gegenwärtigen Augenblick zu leben. Man wird mir eine gelegentliche Unklarheit nachsehen; in meinem Beruf gibt es nämlich, ungewollt, mehr Geheimnisse als in jedem andern. Gerne würde ich alles mitteilen, was ich davon weiß, ohne jemals *Kein Zutritt* an meine Tür zu heften.

Vor langer Zeit sind mir ein Jagdhund, ein braunes Pferd und eine Turteltaube abhandengekommen, und hinter diesen bin ich immer noch her. Schon viele Wanderer habe ich derentwegen befragt, habe ihnen die Spuren beschrieben und den Ruf, auf den sie hören. Einen oder zwei habe ich getroffen, die den Hund und das Getrappel des Pferdes vernommen hatten und sogar die Taube hinter Gewölk verschwinden sahen; es lag ihnen so sehr daran, ihrer habhaft zu werden, als hätten sie sie selber verloren.

Nicht nur dem Sonnenaufgang und der Morgendämmerung, sondern womöglich der Natur selber gilt es zuvorzukommen. Wie oft bin ich doch in der Frühe, sommers oder winters, ehe noch ein Nachbar seiner Arbeit nachging, der meinen nachgegangen! Sicher haben viele Ortseinwohner mich von meiner Beschäftigung zurückkehren sehen – Bauern, die sich frühmorgens nach Boston aufmachten, oder Holzfäller auf dem Weg zur Arbeit. Zwar habe ich der Sonne nie wesentlich beim Aufgehen geholfen – aber auch nur dabei zugegen zu sein, war von äußerster Wichtigkeit.

Viele Herbst- und Wintertage habe ich im Freien verbracht, um zu erfahren, was in der Luft lag, und es schleunigst weiterzuleiten. Fast mein ganzes Vermögen habe ich in dieses Unternehmen gesteckt, und obendrein hat es mir noch den Atem verschlagen, wenn ich Gegenwind hatte. Hätte es sich um parteipolitische Belange gehandelt, wäre es sogleich in die Zeitung gekommen. Manchmal hielt ich von einem Felsen oder Baum herab Ausschau, um jede Ankunft sogleich weitermelden zu können, oder dann wartete ich abends auf das Einstürzen des Himmels, um womöglich etwas davon zu erhaschen. Zwar ha-

be ich nie viel erhascht, und das wenige löste sich dann wie Manna an der Sonne wieder auf.

Lange Zeit war ich als Berichterstatter an einem Journal von beschränkter Auflage tätig, dessen Schriftleiter es noch nie für gut befunden hat, meine ganzen Beiträge abzudrucken. Wie das bei Schriftstellern nur allzu oft vorkommt, war der Arbeitsaufwand auch der einzige Ertrag, den meine Tätigkeit abwarf.

Jahrelang war ich selbstbestallter Inspektor von Schneegestöbern und Gewittern (ein Posten, den ich gewissenhaft versah) wie auch Vermesser, allerdings nicht von Landstraßen, aber doch von Waldwegen, Querfeldeinpfeilen und Katzenstegen, die ich jederzeit begehbar erhielt, sofern durch Stiefelabdrücke ein öffentliches Bedürfnis ausgewiesen war.

Ich habe den Wildbestand des Ortes gehütet, der dem getreuen Hirten die Arbeit sehr erschwert, weil er über Umzäunungen hinwegsetzt. Auch behielt ich oft die entlegenen Ecken und Enden eines Bauerngutes im Auge, wenn ich auch nicht immer wusste, wer auf einem bestimmten Feld jeweils an der Arbeit war; das ging mich schließlich nichts an. Ich habe die roten Heidelbeeren bewässert, die Sandkirsche und den Nesselbaum, die Rotkiefer und die Schwarzesche, die Rebe und das Veilchen, die sonst in dünnen Zeiten vielleicht verwelkt wären.

So habe ich es lange getrieben, wobei ich mich, das darf ich sagen, meiner Aufgabe gewissenhaft entledigte, bis ich einsehen musste, dass meine Mitbürger nicht gewillt waren, meine Tätigkeit in eine amtliche Anstellung zu verwandeln oder sonstwie durch eine bescheidene Rente für meinen Unterhalt aufzukommen. Meine Rechenschaftsberichte, gewissenhaft nachgeführt, habe ich allerdings nie prüfen lassen, auch sind sie nie entgegengenommen, geschweige denn honoriert worden. Doch daran liegt mir im Grunde nicht viel.

Vor kurzem wollte ein indianischer Wanderkrämer an der Haustür eines bekannten Rechtsanwalts im Ort Korbwaren verkaufen.

»Kaufen Sie einen Korb?«, fragte er.

»Nein, wir brauchen keinen«, lautete die Antwort.

»Wie!«, rief der Indianer im Weggehen. »Wollen Sie uns denn verhungern lassen?«

Er hatte wahrgenommen, wie gut es den fleißigen Weißen in der Gegend ging – der Rechtsanwalt brauchte nur eine Beweisführung zusammenzubasteln, und schon stellte sich, wie herbeigezaubert, Wohlstand und Ansehen ein. Da hatte er sich gesagt: »Ich will mich auch selbständig machen, ich werde Korbwaren basteln, darauf verstehe ich mich.« Er glaubte mit der Herstellung der Körbe sein Teil getan zu haben; dem Weißen obliege es dann, ihm seine Arbeit abzukaufen. Dass auch der andere seinen Vorteil dabei finden muss oder dass er ihm das wenigstens glaubhaft zu machen hatte, sofern er sich nicht lieber auf etwas anderes verlegte, das sich verkaufen ließ, das alles hatte er nicht bedacht. Auch ich hatte eine Art Flechtwerk fein säuberlich zusammengebastelt, doch niemand sah einen Vorteil für sich darin, es mir abzukaufen. Immerhin, mir schien es lohnend, dergleichen zu verfertigen, und statt mir zu überlegen, wie ich es anstellen sollte, dass es sich auch für andere lohnte, meine Arbeiten zu kaufen, überlegte ich mir lieber, was zu tun sei, damit ich es nicht nötig hätte, sie zu verkaufen. Die Lebensweise, die gemeinhin als erfolgreich gilt, ist nicht die einzige, die es gibt. Warum eine auf Kosten aller andern überschätzen?

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass meine Mitbürger mir vermutlich keine Bestallung noch sonst irgendeine Pfründe antragen würden, so dass ich mir wohl oder übel selbst weiterhelfen musste, wandte ich mich ausschließlicher als je dem Walde zu, wo man mich besser kannte. Ich beschloss, mich alsogleich selbständig zu machen, ohne erst das übliche Betriebskapital zusammenzubringen, vielmehr mit den kärglichen Mitteln, die ich bereits besaß. Als ich an den Waldensee zog, geschah es nicht, um dort billig oder teuer zu leben, sondern um möglichst ungehindert eine persönliche Angelegenheit abzuwi-

ckeln. Darauf zu verzichten, bloß weil ich nicht genügend Weltläufigkeit und kaufmännische Begabung besitze, schien mir nicht nur betrüblich, sondern regelrecht dumm.

Ich habe stets danach getrachtet, mir ein streng geschäftliches Gebaren anzugewöhnen; ohne das geht es nun einmal nicht. Wenn man mit dem »Reich des Himmels« Handel treibt, genügt ein kleines Kontor in einer Hafenstadt. Man führt dann aus, was das Land hervorbringt; reine Landesprodukte, viel Eis und Tannenholz und etwas Granit, alles in heimischen Fahrzeugen. Das kann nicht fehlgehen. Es gilt alles im Einzelnen persönlich zu beaufsichtigen; gleichzeitig Lotse und Schiffer, Eigner und Versicherer zu sein; zu kaufen und zu verkaufen und darüber Buch zu führen; jeden eingehenden Brief zu lesen, jeden abgehenden Brief zu schreiben oder durchzusehen; Tag und Nacht das Löschen der Ladung zu überwachen; fast gleichzeitig an verschiedenen Orten zu sein – die reichste Fracht wird oft an entfernter Küste gelöscht; sein eigener Fernmelder zu sein, der unermüdlich den Horizont absucht und alle einlaufenden Schiffe anruft; einen ständigen Warenversand aufrechtzuerhalten, um einen so fernen und grenzenlosen Markt zu beliefern; sich über die Markt- und Weltlage auf dem Laufenden zu halten und der Entwicklung von Handel und Gewerbe zuzukommen, indem man sich die Ergebnisse von Forschungsreisen zunutze macht, sich neuer Seewege und verbesserter Navigationsmethoden bedient; Seekarten sind zu studieren, das Vorhandensein von Klippen und der Standort von neuen Leuchttönen sind festzustellen, Logarithmentafeln sind fortwährend zu berichtigen, haben doch falsche Berechnungen schon oft ein Schiff scheitern lassen – man denke an das ungeklärte Schicksal von La Pérouse; man muss mit der Wissenschaft aller Länder und Zeiten Schritt halten, sich mit dem Lebenslauf der großen Entdecker und Seefahrer, der Abenteurer und Kaufleute vertraut machen, von Hanno und den Phönikern bis auf den heutigen Tag; und schließlich sind von Zeit zu Zeit

die Lagerbestände aufzunehmen, damit man weiß, wie man steht. Es ist eine Arbeit, die alle Fähigkeiten eines Menschen beansprucht – all die Fragen von Gewinn und Verlust, von Ertrag, von Tara und Gutgewicht und was alles an Berechnungen dazu gehört; dergleichen erfordert ein wahres Allerweltswissen.

Ich fand, der Waldensee eigne sich gut für meine Zwecke, nicht nur der Bahnlinie und des Eishandels wegen; er bietet auch Vorteile, die an die große Glocke zu hängen unklug wäre; jedenfalls eignet er sich vorzüglich als Ankerplatz und Baugrund. Bauen kann man allerdings nur auf Pfählen, die man selber in den Boden hämmert, aber es ist wenigstens kein Sumpfgelände aufzufüllen, während es von St. Petersburg heißt, eine Überschwemmung bei Westwind und Vereisung der Newa könne es vom Erdboden hinwegfegen.

Da ich mich auf dieses Unternehmen ohne das übliche Betriebskapital einzulassen gedachte, wird man fragen, wo ich denn die Mittel hernehmen wollte, die jedes Unternehmen erfordert.

Um gleich zur Sache zu kommen: Was die Bekleidung anlangt, lassen wir uns bei deren Anschaffung allzu oft vom Hang nach dem Neuen und von der Rücksicht auf die Meinung der Umwelt statt vom Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit leiten. Wer eine Arbeit zu verrichten hat, möge bedenken, dass Sinn und Zweck der Bekleidung darin besteht, erstens, die Körperwärme beisammenzuhalten, und zweitens, in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, die Blöße zu bedecken; dann mag einer beurteilen, wie viel notwendige oder wichtige Arbeit er unter Dach zu bringen vermag, ohne seine Garderobe zu vermehren. Könige, die einen Anzug nur einmal tragen, obwohl er eigens für sie geschneidert wurde, haben keine Ahnung, wie bequem ein Anzug sein kann, der passt. Sie sind nichts als Kleiderständer. Von Tag zu Tag passen sich die Kleidungsstücke dem Träger immer mehr an und erhalten sein Gepräge, bis wir sie ebenso ungern ablegen wie das, was wir etwas feierlich »unser

Staubgewand« nennen. Von keinem habe ich je geringer gedacht, bloß weil sein Zeug geflickt war; dabei sind die meisten ängstlicher darauf bedacht, modisch oder wenigstens sauber und ungeflickt einherzukommen, als ein reines Gewissen zu haben. Selbst wenn der Riss nicht geflickt ist, verrät das nichts Schlimmeres als Unbekümmertheit. Manchmal erprobe ich meine Bekannten, indem ich frage, wer von ihnen einen Flicker oder auch nur eine doppelte Naht über dem Knie tragen könnte. Die meisten gebärden sich, als sei ihr Fortkommen auf dieser Welt völlig in Frage gestellt, wenn sie es täten. Lieber würden sie mit einem Knochenriss unter die Leute gehen als mit zerrissenen Hosen. Bricht ein feiner Mann sich das Bein, lässt sich der Schaden meist beheben; widerfährt aber seinem Hosenbein ein ähnliches Missgeschick, ist ihm nicht mehr zu helfen; er schaut nämlich nicht darauf, was wahrhaft achtenswert ist, sondern darauf, was gemeinhin geachtet wird. Wir kennen nur wenig Menschen, aber massenhaft Jacken und Hosen. Man kleide eine Vogelscheuche in sein letztes Zeug und stelle sich selber unbezeugt daneben auf, wer wollte da nicht lieber die Vogelscheuche grüßen? Als ich kürzlich an einem Maisfeld vorüberkam, wo auf einer Stange ein Hut und ein Kittel hingen, erkannte ich darin den Besitzer des Bauernhofs, etwas mitgenommen von Wind und Wetter, aber sonst fast genauso, wie ich ihn zuletzt gesehen hatte. Ich habe von einem Hund gehört, der jeden Unbekannten anbellte, sofern dieser Kleider trug, sich aber von einem nackten Einbrecher leicht beschwichtigen ließ. Es fragt sich, wie viel von den Rangunterschieden übrig bliebe, wenn man die Kleider abschaffte. Könnte man dann an einer unserer Abendgesellschaften noch mit Sicherheit feststellen, wer von den Anwesenden zur Oberschicht gehört? Als Madame Pfeiffer sich auf ihrer Weltreise wieder der Heimat näherte und schon im asiatischen Teil von Russland weilte, fand sie es ratsam, ihr Reisekleid mit einem andern zu vertauschen, wenn sie mit Amtsstellen verkehrte, da sie sich jetzt, wie sie bemerkt, »wieder in der Kultur-

welt befand, wo man die Leute nach ihrer Kleidung beurteilt«. Selbst in unseren demokratischen Neuenglandstaaten trägt der zufällige Besitz von Reichtum und dessen äußere Bekundung durch Kleider und Kutsche dem Besitzer fast allgemein Hochachtung ein. Doch diejenigen, die ihm diese Hochachtung zollen, mögen sie noch so zahlreich sein, sind in dieser Hinsicht Heiden und sollten sich bekehren lassen. Außerdem hat das Kleidertragen zur Näharbeit geführt, die bekanntlich kein Ende nimmt; das Kleid einer Frau jedenfalls ist nie endgültig fertig.

Wer glücklich eine Beschäftigung gefunden hat, bedarf keines neuen Anzugs dazu; der alte, der seit unvordenklichen Zeiten verstaubt in der Dachkammer liegt, genügt vollauf. Alte Schuhe sind für einen Helden länger brauchbar als für seinen Kammerdiener, falls ein Held je einen Kammerdiener hat, und bloße Füße gibt es schon länger als Schuhe; nötigenfalls kann der Mensch barfuß gehen. Nur wer an Abendgesellschaften und Ratsversammlungen teilnimmt, braucht immer wieder einen neuen Mantel (damit er ihn nach dem Winde hängen kann). Wenn mir aber Jacke und Hose, Hut und Schuhe noch gut genug sind, um darin Gott zu verehren, was brauche ich dann neue? Wer hat je seinen alten Kittel wirklich abgetragen und in seine Bestandteile aufgelöst gesehen, so dass es nicht mehr als Wohltätigkeit gerechnet werden könnte, ihn einem armen Jungen zu schenken, der ihn vielleicht später an einen noch ärmeren weitergibt? Oder soll ich lieber sagen, an einen reicheren, weil genügsameren? Man hüte sich doch vor allen Unternehmen, die neue Kleider erfordern, nicht aber einen neuen Menschen. Ist der Mensch nicht neu, wie kann ihm der neue Anzug passen? Wer eine Arbeit vorhat, soll sie erst einmal in den alten Kleidern an die Hand nehmen. Was der Mensch will, ist nicht, es mit etwas zu tun haben, sondern etwas tun, oder besser, etwas sein. Vielleicht sollten wir uns nie einen neuen Anzug zulegen, mag der alte noch so ausgefranst und schmutzig sein, bis wir etwas geleistet haben und uns auch im alten Zeug wie neu-